

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 9 (1931-1932)

Heft: 8

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

IX. Jahrgang, Heft 8 — Januar 1932

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Dr. Rob. Tobler, Freudenbergstr. 108, Zürich 7. Tel. 20.895

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

GEDANKEN ÜBER DIE „CONFÉDÉRATION INTERNATIONALE DES ETUDIANTS“.

Eine Anregung für das schweizerische CIE-Comité.

Sobald Ideen durch die Situation der Zeit eine Möglichkeit haben, drängen sie auf Verwirklichung in politischer Sphäre. So schufen sich die Religionen die Kirchen, die Volksgemeinschaften den ihrem Gehalt eignen Staat. Letztlich ist alles Organisierte eine in die politische Sphäre der Tat übersetzte Idee. Und hier, im Moment der Übersetzung, stößt die Idee auf ihre historischen Möglichkeiten im Kreise des schon Vorhandenen, empfängt ihre ersten erblichen Belastungen und lebt von da an ihre Form aus. An unserem menschlichen Schicksal gemessen, wirkt es gespenstisch, mit welcher Zähigkeit solche Organisationen und Apparate weiterleben. Sie scheinen unsterblich und sind nicht tot zu kriegen, wenn man schon möchte, und die Idee längst vergessen oder verfälscht ist.

War da einmal so eine Idee. Betörend herrlich und hinreißend rein zur Stunde ihrer Geburt, die nach dem Ende des Völkerringens die akademische Jugend aller Länder in Begeisterung entflammen ließ. Vereinigen wir uns! Überbrücken wir die völkertrennenden Grenzen! Laßt uns gemeinsam neue — bessere — Wege suchen! Uns gehört die Zukunft der Welt, brechen wir mit den Sünden der Väter! so rief man in ganz Europa. Und die Idee ward zur Tat: Im Jahre 1919 wurde die Confédération Internationale des Etudiants (CIE.) in Brüssel gegründet. Der erste Artikel der Statuten beginnt: „La Confédération Internationale des Etudiants a pour but: De créer

des liens d'estime et d'amitié entre les étudiants et les intellectuels du monde entier . . ."

Was ist in den vergangenen zwölf Jahren aus dieser Organisation geworden? — Sie lebt. Sie lebt das zähe Leben aller Organisationen. Fast alle Nationalunionen (außer den deutschsprachigen) sind aufgenommen. In sechs Unterkommissionen, deren Büros auf verschiedene Länder verteilt sind, lebt sie als ein wahres Monstrum einer Organisation.

Und was ist aus der Idee geworden?

Wir alle wissen es. Die CIE. ist eine Kopie, eine Karikatur der internationalen politischen Lage. Statt von Banden der Achtung und Freundschaft umschlungen zu sein, gibt es zwei feindliche Blocks, die sich aufs unwürdigste bekämpfen. Die jährlichen Kongresse scheinen sich jedesmal auf einem Pulverfaß abzuspielen. Die Tagespresse berichtet in einem Ton, der die ganze studentische Arbeit kompromittiert, so daß der letzte Kongreß in schamvoller Selbsterkenntnis folgende Statutenänderung beschloß: „Aucun représentant de la presse ne sera admis aux séances de travail du Conseil, du Comité ou des Commissions . . .“ Über den lächerlichsten Prestigefragen droht das ganze Gebäude auseinander zu fliegen. Ein halbes Dutzend Nationalunionen drohen jedesmal ihren Rücktritt an, und die ganze CIE. lebt heute nur noch von der Hoffnung, daß es sich doch vielleicht einmal ändern könnte.

Wir Schweizer haben dieser Hoffnung wieder einmal Ausdruck gegeben, indem der Verband der Schweizer. Studentenschaften (VSS.) an seiner Generalversammlung Mitte Dezember in Neuenburg einstimmig beschloß, der CIE. weiterhin angehören zu wollen. Trotz schärfster Kritik an der CIE. haben wir den Willen zur internationalen Zusammenarbeit innerhalb der jetzigen Organisation bekundet. Das verpflichtet aber auch, und deshalb sind heute prinzipielle Erwägungen angebracht.

Die CIE. wurde bei ihrer Geburt dadurch schwer belastet, daß die Ententeländer unter der Führung Frankreichs ihre Gründer waren. Dadurch gelang es den Franzosen, auch hier ihre Hegemonie zu begründen, die sie bis heute zum Schaden des Ganzen behaupten. Es wäre vieles anders, wenn die Anregung zur Gründung der CIE. von einem neutralen Lande

ausgegangen wäre. Von der Schweiz zum Beispiel. Aber wir können bloß auf verpaßte Gelegenheiten hinweisen. Die Schweiz glaubt zwar immer an ihre Mission als Mittlerin zwischen den Völkern. Entscheidendes in dieser Richtung hat sie noch niemals unternommen. Immer liegt sie im Schlepptau der Großmächte, ist „heute in allen Hinsichten Provinz“. Innerhalb der CIE. haben die schweizerischen Vertreter ausgleichend und mittelnd zu wirken versucht. Hier muß man sich dankbar der Kommilitonen Dr. Boßhard und Schneebeli erinnern. Aber es war gar nicht zu umgehen, daß die Schweiz schon dadurch, daß sie die CIE. bejahte, an den französischen Block gekettet wurde und im Ausland den weniger Informierten immer mehr als zu diesem Block gehörig erscheint. Erst vor kurzem publizierte die deutsche Presse solche Angriffe, die sogar das Politische Departement des Bundes veranlaßten, eine diesbezügliche Anfrage an den VSS. zu richten. Da der VSS. unter dem Protektorat des Herrn Bundespräsidenten Motta steht, erwächst ihm hier eine besondere Verantwortung.

Die sogenannte „deutsche Frage“, die Frage der Aufnahme der deutschen Studentenschaft in die CIE., die auf dem Kongreß in Brüssel im Jahre 1930 endgültig verfahren wurde, scheint in nächster Zeit unlösbar zu sein. Sie wird dies so lange bleiben, als die Hegemonie des französischen Blockes besteht. Daß dadurch aber eine wirklich fruchtbare Zusammenarbeit immer wieder gestört wird, unterliegt keinem Zweifel. Es muß also innerhalb der CIE. heute nach einer Lösung gesucht werden, die es ermöglicht, einmal die alten Prestigefragen zu überwinden und die jetzt nach zwölf Jahren endlich einen Zustand herbeiführt, der die endgültige Konstituierung ermöglicht.

Auf dem letzten Kongreß in Bukarest wurden erstmals wichtige Schritte in dieser Richtung unternommen. Als ein Mißstand hatte sich im Lauf der Zeit die Verteilung der verschiedenen Ämter herausgestellt. (Das Zentralbüro befindet sich in Brüssel, das Sportamt in Paris, das Sekretariat der Kommission für Reisen und Austausch in London, das Amt für Studentenhilfe in Warschau.) Auf dem letzten Kongreß nun wurde von den Engländern der sehr vernünftige Vorschlag gemacht, diese verschiedenen Ämter zusammenzulegen. Darüber brach

wieder ein Prestigekonflikt aus, die Abstimmung wurde überstürzt und der Antrag verworfen. Die Delegationen von Südafrika, Dänemark, Schottland, USA., Holland und Schweden drohten daraufhin ihren Austritt an.

Trotz dieser verwickelten Situation scheint mir eine Möglichkeit für die Schweiz gegeben, einmal ihre falsch verstandene, immer abwartende, strikt neutrale Haltung aufzugeben und das wieder gut zu machen, was sie 1919 versäumte. Jetzt ist meines Erachtens der Zeitpunkt gekommen, wo der VSS. einmal die Initiative ergreifen sollte, um sich mit den genannten Nationalverbänden, hauptsächlich aber mit dem ausschlaggebenden englischen, in Verbindung zu setzen, um einen genauen, auch auf das Finanzielle hin durchgearbeiteten Plan zu verfertigen, der in Form eines Wiedererwägungsantrages am nächsten Kongreß in Riga mit schon vorher feststehender Unterstützung der Verbände eingebracht werden könnte. An den Kongressen selbst erst an die Frage heranzutreten, ist zu spät, dort ist es unmöglich, positive Arbeit zu leisten. Und zwar sollten wir uns ganz energisch dafür einsetzen, daß das Zentralsekretariat, alle Ämter in sich vereinigend, von den Sekretariaten der Nationalverbände völlig gelöst, in Genf eingerichtet würde. Wenn für diesen Vorschlag keine Mehrheit zu gewinnen sein sollte, könnte man ja schließlich versuchen, dem französischen Block damit ein Zugeständnis zu machen, daß ein solches Zentralsekretariat in Brüssel eingerichtet würde. Genf erscheint aber insofern viel geeigneter, als das Sekretariat des „Weltstudentenwerkes“ in Genf liegt und hier eventuell eine Zusammenarbeit möglich wäre, zum Nutzen der beiden internationalen Verbände. Auch bietet sich von Genf aus eher eine Aussicht auf ein Zusammengehen mit der deutschen Studentenschaft.

In Neuenburg wählten die schweizerischen Studentenschaften ein Komitee, das sich speziell mit den Fragen der CIE. befassen soll. Diesem Komitee sei der obige Vorschlag mit der Bitte um Stellungnahme offen unterbreitet, denn ich glaube im Namen aller Studenten zu sprechen, denen nicht nur die ursprüngliche Idee der CIE., sondern auch die Haltung der Schweiz innerhalb der CIE. am

Herzen liegt. Die schweizerischen Studentenschaften wählen ihre Vertreter nicht, um ihnen zu einer schönen Reise zu verhelfen, sondern um ihre Interessen wahren zu lassen. Die Rolle der Schweiz in der CIE. wirkt heute kompromittierend. Die Bekundung unseres Willens zur Mitarbeit innerhalb der CIE. war nicht eine Kundgebung für die CIE. in ihrer heutigen Gestalt. Das ist in Neuenburg deutlich zum Ausdruck gekommen. Darum sollten wir zielbewußt mit aller Gewalt auf eine Änderung dieses Zustandes hinarbeiten.

Sollte aber eine neue Aktion, diesmal besser vorbereitet, wieder scheitern, dann ist meines Erachtens die Unfähigkeit der CIE. so hinlänglich bewiesen, daß der Verband der Schweizerischen Studentenschaften nicht besseres tun kann, als konsequent seinen Austritt aus der CIE. zu erklären.

Helmut Suter,

Präsident der Studentenschaft der Universität Zürich.

GEHÖRT DIE DEMOKRATIE INS MUSEUM?

Politische Einrichtungen wurzeln, wie alle Gestaltungen des sozialen Lebens, in zwei Welten: Sie sind zeitbedingt in der Weise, daß sie unter bestimmten, geschichtlich gegebenen Voraussetzungen notwendige und zweckmäßige Formen für die Bildung und Betätigung des politischen Willens eines Volkes darstellen. Zugleich aber ruhen sie im Reiche der Idee, ragen über Zeit und Umstände hinaus und enthalten einen über vergängliche gesellschaftliche Zustände hinausragenden Sinngehalt. Eine politische Einrichtung ist dann lebendig, wenn sie gleichzeitig der Welt der politischen Aktualität entspricht und in ihr der vollkommene Ausdruck ihres Ideengehaltes ist.

Die Demokratie als eine solche Form der politischen Gestaltung ist nur dann lebendig, wenn ihre organisatorisch-technische Ausgestaltung einer lebendigen Idee der Demokratie entspricht. Demokratie als Idee ist verantwortliche Anteilnahme des Volkes an seinem Schicksal. Als solche ist sie zu-

tiefst in jedem Volke verwurzelt, das sich nicht nur damit begnügt, ein Schicksal zu ertragen, ohne sich um dessen Gestaltung zu kümmern, sondern das sein politisches Dasein unter eigener Verantwortung selber gestalten will. Demokratie ist eine grundsätzliche Lebenshaltung eines freien Volkes.

Damit ist über den technischen Apparat, der diese Anteilnahme organisieren muß, noch nichts ausgesagt. Die Technik einer konkreten Demokratie ist bedingt durch Umstände und Verhältnisse, unter deren Einfluß sie geschaffen wird. Sie vergeist in dem Augenblick, wo sie nicht mehr der Idee entspricht, weil die gesellschaftlichen Verhältnisse, auf die sie zugeschnitten ist, sich geändert haben. Der technische Apparat entleert sich seines Sinngehaltes, er wird blutleer, starre, tote Form. Die bestehende Form der Demokratie wird dann zum Gerippe. Noch wird sie gestützt durch politisch mächtige Kräfte der Beharrung, die die Illusion unantastbarer Vollkommenheit der sinnlos gewordenen Form aufrecht zu erhalten vermögen, indem sie die starken Gefühls- und Triebkräfte aufrufen, die mit dem Wort Demokratie verbunden sind. Der Mythos des Wortes ersetzt die klaren Vorstellungen, trübt das gesunde Urteil und schirmt die hohle Schale ohne Kern. Es kommt zu einer neuen, generationenhaft bedingten Frontenbildung. In der einen Front stehen diejenigen, welche an der alten Form starr festhalten, sei es, weil eine angeborene und durch die Verhältnisse und die öffentliche Meinung geförderte Trägheit es ihnen verunmöglicht, Neues zu begreifen, sei es, weil sie mit der bekämpften konkreten Form auch die Idee gefährdet glauben, oder weil sie aus Verkümmern des politischen Denkens die Einsicht in die Lebenswahrheit nicht mehr besitzen können, daß auch politische Einrichtungen überaltern können. In der andern, neuen Front stehen die Kräfte, welche eine Form bekämpfen, die zur leeren Farce geworden ist, weil sie den Sinngehalt einer wertvollen Idee retten und ihm wieder eine lebendige Gestalt geben möchten. Daraus entsteht eine Spannung zwischen drängenden und beharrenden Kräften, die sich dadurch verschärft, als sie sich nur innerhalb des Systems lösen kann, um das der Kampf geht, und in dem die Quantität

den maßgebenden Einfluß besitzt. Birgt die Demokratie in sich selber nicht mehr die Möglichkeit lebendiger Fortbildung, so wird die Idee der Demokratie durch diese Beharrung selber problematisch. Die Kampffront vertieft sich und wird zum Ringen zwischen Einsicht und Herrschaft, zwischen Qualität und Quantität, zwischen Schöpfung und Beharrung. Es stellt sich die Frage: Besteht überhaupt in irgend einer Form der Demokratie die Möglichkeit, daß die Qualität entsprechend den heute real wirkenden Kräften sich Geltung verschaffen kann? Diese Frage ist heute die Schicksalsfrage der Demokratie. In dieser Phase geht es nicht mehr nur um die konkrete Form, sondern um die Idee selber. Und da die Idee der Demokratie mit Freiheit und Mündigkeit eines Volkes zutiefst verbunden ist, rührt die Frage an die Substanz unseres Volkes.

Die heutige schweizerische Demokratie überträgt die politische Willensbildung der Aktivbürgerschaft. Aktivbürger ist, wer Schweizerbürger, 20 Jahre alt und männlichen Geschlechts ist. Mit dem Vorhandensein dieser objektiven Voraussetzungen tritt das Wahl- und Stimmrecht automatisch ein; denn es beruht auf dem Glauben, daß dadurch der Kreis derjenigen zur Genüge abgegrenzt sei, die in gleicher Weise befähigt und berufen sind, über politische Fragen zu entscheiden. Oder mit anderen Worten: Politische Substanz ist lediglich ein Produkt von Bürgerrecht, Alter und Geschlecht. Zu diesen materiellen Hauptvoraussetzungen kommt dann das formale Funktionieren dieser Demokratie: Der Volkswille wird durch geheime schriftliche Einzelstimmabgabe und Summierung der einzelnen Stimmzettel mit gleichem Text festgestellt.

Das ist in ihren Grundzügen die technische Form unserer heutigen schweizerischen Demokratie. Wie stellen wir uns nun zur Legitimation der Aktivbürgerschaft? Ist das heutige automatische Stimmrecht noch gerechtfertigt?

Die heutige Form der schweizerischen Demokratie ist dann materiell richtig fundiert und die Aktivbürgerschaft wirklich der zur politischen Entscheidung berufene Kreis unseres Volkes, wenn objektiv und subjektiv die Möglichkeit gegeben ist, daß sich bei den Aktivbürgern alle Phasen einer politischen Ent-

scheidung in richtiger Weise abwickeln können. Handelt es sich um die Abstimmung über eine Gesetzesvorlage, so muß der Aktivbürger äußerlich die Möglichkeit haben, sich im einzelnen Kenntnis von der seinem Entscheid unterbreiteten Vorlage zu verschaffen. Er muß geistig befähigt sein, sich von ihrem sachlichen und geistigen Gehalt Kenntnis zu geben, sich dann auf Grund der gewonnenen Kenntnis ein Urteil über Wert und Unwert der Vorlage zu bilden, und demgemäß einen Entscheid zu treffen. Er muß aber zudem den Willen haben, von der äußerlich vorhandenen Möglichkeit, die Vorlage kennen zu lernen, Gebrauch zu machen, sich auf Grund dieser Kenntnis ein Urteil zu bilden und auf Grund seines sachlichen Urteils zu stimmen. Fehlt nur eines dieser Kettenglieder, so fehlen entweder die politische Urteilsfähigkeit oder die politische Mündigkeit, also die Grundvoraussetzungen der Demokratie.

Wir haben die Möglichkeit, alle diese Voraussetzungen auf ihr Vorhandensein bei jeder Abstimmung zu prüfen. Eine gute Gelegenheit dazu bildete die Abstimmung über die Alters- und Hinterlassenenversicherung vom 6. Dezember 1931. Ich will versuchen, auf Grund meiner persönlichen Beobachtungen anlässlich dieses Volksentscheides zur Frage der Legitimation der Aktivbürgerschaft Stellung zu beziehen.

Die äußere Möglichkeit, die Gesetzesvorlage kennen zu lernen, ist dadurch geschaffen, daß das Gesetz im Wortlaut den Stimmberechtigten zugestellt wird. Sind nun Intelligenz und politische Bildung bei der Gesamtaktivbürgerschaft so ausgebildet, daß sie fähig ist, ein Gesetz, wie das Versicherungsgesetz, zu verstehen, seine inneren Zusammenhänge zu begreifen und seine ethische, soziale, wirtschaftliche und politische Tragweite einzusehen? Ein solches Gesetz stellt heute einen derart verwickelten Normenkomplex dar, daß selbst eine gute Durchschnittsintelligenz nicht dazu ausreicht, ihn nur äußerlich zu verstehen, wobei ein großer Teil der Aktivbürger intellektuell unter dem Durchschnitt begabt ist. Zudem ist die politische Bildung des Schweizers heute so mangelhaft — sorgt ja der Staat nach der Volksschule kaum noch bei Mittelschülern dafür —, daß die Einsicht in die Tragweite eines solchen Gesetzes nur in kleinstem Kreise vorhanden sein kann. Nun wird

man einwerfen, daß Presse, Vorträge und Abstimmungspropaganda diese Lücken voll ausfüllen. Abgesehen davon, daß die umfangreichen Abstimmungsartikel von vielen nicht gelesen werden, daß die Vorträge nur von kleineren Kreisen besucht werden, und daß Abstimmungsschriften nach der Lektüre einiger fettgedruckter Sätze in den Papierkorb wandern, so haben alle diese Dinge nicht den Zweck, die fehlenden Kenntnisse in populärer Form objektiv zu vermitteln, sondern sie wollen auf die Willensbildung mitbestimmend einwirken und stellen die sachliche Orientierung nur als Mittel in den Dienst dieser Werbung. Ein bitteres, die rein negativen Kräfte im Staat stärkendes Erwachen folgte noch jedesmal einem solchen Gesetze bei all denen, die ihre Orientierung aus solcher über- und unterbelichteter Aufklärung gewonnen hatten. Das politisch geschulte, intelligente, sachliche, denkfähige Volk ist eine Fiktion, die heute nicht zu halten ist.

Die Fähigkeit, sich auf Grund der Vorlage ein Urteil zu bilden über Wert und Unwert eines Gesetzes setzt voraus das Bewußtsein eines höchsten Wertes, nach dem alle Entscheide ausgerichtet werden und von dem aus sie ihren Sinn bekommen. Ein Urteil kann nur erfolgen, wo weltanschauliche oder religiöse Verwurzelung vorhanden ist. Heute zeigt sich in weitesten Kreisen indessen absolute Haltlosigkeit, ein Schwanken aller höchsten Werte. Wo die Konsequenz nicht bis zur absoluten Relativität getrieben wird, erfolgt die Bindung künstlich an Interesse oder bloßen Positivismus. Urteile werden dann danach gefällt, ob ein vorgeschlagenes Gesetz einem vorherrschenden Eigeninteresse dient oder ob es den positiven Staat stützt. Wir sind heute so weit, daß uns politische Entscheidung meist identisch ist mit Interessenvertretung und -wahrung.

Nehmen wir jedoch einmal an, daß die notwendige Urteilsfähigkeit überall vorhanden sei, so stellt sich uns immer noch die Frage, ob der Aktivbürger auch so entscheidet, wie es ihm sein Urteil gebietet: die Frage der unbedingten Überzeugungstreue. Diese ist heute stark gehemmt. Gefühlsmäßige Angriffs- und Abwehrstellungen gegen „Kommunisten“, „Faschisten“, „Profitjäger“, „Sozi“, „Bourgeoisie“ usw. gewinnen zunehmend

Einfluß auf alle politischen Entscheide. Ressentiments überwuchern die Entscheidungsfreiheit, wie Rache gegen die Staatsbürokratie, Unwillen über die „ewige Stimmerei“, Abneigung gegen die wuchernde Verordnungsdelegation, gegen die staatliche Wohlfahrtspflege usw. Wirtschaftliche Hemmungen aller Art behindern den Bürger. Man braucht nur unser Volk daraufhin zu beobachten, wie affektbeladen heute seine Stimmen sind.

Aber auch dort, wo die eben geschilderten Hemmungen nicht vorhanden sind, stellt sich uns noch eine letzte Frage: Besteht beim Aktivbürger überhaupt der Wille, sich durch alle diese Stufen zu einem eigenen, sachlich fundierten Entscheid durchzuringen? Das kann kaum behauptet werden. Mindestens neun Zehntel der ins Haus gebrachten Abstimmungsvorlagen bleiben ungelesen. Der Wille, sich sachlich zu orientieren, ist äußerst mangelhaft, denn es besteht ja nicht die geringste Verpflichtung, seine Stimme begründen zu müssen.

Summa summarum: Bei einer Volksabstimmung entscheiden lediglich durch Bürgerrecht, Alter und Geschlecht legitimierte sogenannte Aktivbürger über politische Fragen, wobei der Großteil wegen mangelnder Intelligenz und fehlender politischer Bildung nicht fähig und überhaupt nicht willens ist, einen auf sachlicher Einsicht beruhenden Entscheid zu erstreben und zu treffen. Das Ergebnis der Abstimmung ist dem blinden Zufall überlassen, in welcher Richtung die beherrschenden Affekte laufen. Diese aber werden beeinflußt durch unkontrollierbar wirkende, dem Staat fremde, unverantwortliche Machtfaktoren. Da aber in der heutigen Formaldemokratie restlos die quantitative Mehrheit entscheidet, so wirkt sie so, daß die politischen Entscheidungen damit diesen unter dem Schutz der Individualrechte ungehemmt wirkenden Interessen- und Machtgruppen ausgeliefert sind. Der Staat wird zum Büttel verantwortungsloser Mächte.

Technisch arbeitet die heutige Demokratie bei sachlichen Abstimmungen mit dem System der geheimen Stimmabgabe durch Stimmzettel, wobei die Möglichkeit der Willenskundgebung auf Ja oder Nein beschränkt ist und der Wille sich

durch arithmetische Summierung und Gegenüberstellung dieser Summen von Ja und Nein ergibt. Über dem ganzen technischen Apparat stehen beherrschend die Grundsätze der Verantwortungslosigkeit und Anonymität der Stimmabgabe. Das Mitregieren des Aktivbürgers besteht darin, daß er seine Stimme im gefalteten Zettel geborgen und anonymisiert in die Urne schmuggelt. Nach dem Motiv, der Ernsthaftigkeit und Verantwortungsbewußtsein dessen, der hier über öffentliche Dinge mitentscheidet, fragt niemand. Die vollständige Atomisierung des Volksentscheides in Tausende von Stimmen macht die einzelne Stimme ganz unbedeutend und nimmt ihr zu einem starken Teil ihre Ernsthaftigkeit.

Das ganze System ruht aber auf der ungerechtfertigten Annahme, daß man alle „Ja“ und „Nein“ als gleichbedeutend addieren könne. Wenn indessen alle die Stimmzettel reden könnten, käme Wunderliches zum Vorschein. Aus Ärger über den Steuerkommissär hat der eine wieder einmal Nein schreiben dürfen; ein anderer hat seiner Mißstimmung über die Unfall- oder die Militärversicherung wieder einmal Luft gemacht. Der jüngste Lohnabbau hat genug Unzufriedenheit erzeugt, die irgendwo heraus muß. Alle die vielen Einzelstimmen, die in individualistischer Abgeschlossenheit Ausdruck mannigfachster Motive sind, bekommen so auf einmal ihren eigenen Sinn. Aber auch das „Ja“ hat vielleicht mit dem Gesetz gar nichts zu tun, für welches es eingelegt wurde, und das man ja nicht einmal kennt, sondern man bejaht irgend etwas anderes damit. Aber hier hilft nun geschickte Deutkunst: Man supponiert gleichen Sinn all dieser Stimmen, gleichgültig, was sie in Wirklichkeit bedeuten, addiert sie und erklärt das Resultat dieser Häufung als Willen des Volkes. Und das „Ja“ dessen, der sich ernst zum sachlich begründeten Entscheid durchgerungen hat, ertrinkt in der Masse all der nichtssagenden Ja. Und die Stimme des einsichtigen, verantwortungsbewußten Führers gilt genau gleichviel, wie diejenige dessen, der wieder einmal persönliche Ressentiments mit politischem Geltungsbewußtsein verband. Es fehlt der Papierstimme das, was einer Stimme ernsthaftes Gewicht geben könnte: ihr persönlicher Charakter.

Die heutige Demokratie ruht materiell und formell auf Fiktionen, die unhaltbar sind. Es nimmt sie daher auch selten jemand noch wirklich ernst. Es fehlt ihr das Gewicht des Schicksalshaften. Wer wollte sich für sie heute noch mit dem Leben einsetzen? Sie ist eine tote Pappform, die noch darauf wartet, von irgendwoher zusammengedrückt zu werden. Das Unheil ist aber noch größer: Das politische Leben und die politische Substanz unseres Volkes werden durch den Leichnam vergiftet. Ihre Wirkung ist nicht eine kräftefördernde und kräfteentfaltende, sondern eine zersetzende. In diesem Augenblick gebietet politische Verantwortung, noch vorhandenes Leben zu retten. Gehört die Demokratie ins Museum? Ihre heutige Form sicher.

Die Idee der Demokratie als verantwortungsbewußte Anteilnahme eines Volkes an seinem Schicksal aber ist eine politische Haltung, die ein Volk erst dann aufgibt, wenn ihm Freiheit, Ehre und Würde leere Begriffe geworden sind. Wir glauben aber, daß der Verfall im Schweizervolk noch nicht so weit fortgeschritten ist, und daß der Wille zur Selbstverantwortung noch stark in unserem Volke lebt. Die Idee der Demokratie ist bei uns verwurzelt. Es geht nicht darum, sie zu zersetzen, im Gegenteil, es gilt, sie zu retten. Das ist aber nur möglich, wenn wir dieser Idee eine neue, zeitgemäße, lebendige Form geben können. Es wird darum gehen, den Kreis der Aktivbürger anders abzugrenzen, als es heute geschieht. An Stelle des automatischen Stimmrechts fordern wir das erworbene Stimmrecht, das nur demjenigen zusteht, der sich durch die Leistung legitimiert. Die Legitimation zur Mitbestimmung muß wieder ernster genommen werden. Das Stimmrecht muß so erschwert werden, daß es zwar noch jedem Schweizer zugänglich ist, daß es aber nur dem Würdigen wirklich zuerkannt wird. Obwohl die organisatorische Verwirklichung dieser Forderungen schwierig ist, so scheint sie mir nicht unmöglich. Es ist möglich, das Stimmrecht an die Erfüllung von staatlichem Dienst (Militärdienst, Arbeitsdienst, und an eine ernste staatsbürgerliche Erziehung zu knüpfen, sowie die Ausübung im Einzelfall so zu gestalten, daß sie ein Akt des Willens wird. (Periodische Einschreibung in Stimmlisten, Abholen des Ausweises im Ge-

meindehaus usw.) Die Ausscheidung der Aufgaben, die der Aktivbürgerschaft und repräsentativen Behörden zustehen, wird neu zu regeln sein, wobei man den Mut haben muß, die Illusion vom allwissenden Aktivbürger fallen zu lassen und real jedem nur das zur Mitbestimmung zu übergeben ist, was er noch verstehen und beurteilen kann. Formal muß die heutige Papierdemokratie ersetzt werden durch eine zeitgemäße Form der Landsgemeindedemokratie, die im Kreise der lebendigen Versammlung eine Durchsetzung der Qualität wiederum ermöglicht. Die Landsgemeinde und die Gemeindeversammlung bringen auch äußerlich zum Ausdruck, daß politische Entscheidung eine Funktion der Gemeinschaft und nicht eine Funktion des abgeschlossenen Individuums ist. **Ernst Wolfer.**

STROPHEN.

O dieses Dunkel, das uns noch verschlingt,
Wie lastet's schwer auf unsern jungen Stirnen —
Kein Herbst wird glühen, der uns zur Reife bringt,
Das letzte Licht erlosch auf fernen Firnen.

So dämmern wir dahin, wir Hoffnungslosen,
Und starren traumschwer in die Winternacht;
Ein Lied klingt manchmal auf von Glück und Rosen,
Dann haben Engel Türen aufgemacht.

Karl Gemperle, phil. I.

AUFRUF AN UNSERE KOMMILITONEN.

Der Vortragsausschuß macht seit jeher die Erfahrung, daß seine Veranstaltungen in viel zu geringem Maße von den Studenten besucht werden. Gewöhnlich bilden diese schätzungsweise nur ein Viertel bis ein Drittel, in Ausnahmefällen vielleicht die Hälfte der Besucher, obwohl ein Minimum an Eintrittsgeld verlangt und die stärkste Werbetätigkeit in den Hochschulen entfaltet wird. Nun wirkt sich das glücklicherweise wenigstens finanziell nicht immer ungünstig aus, da wir meistens durch den Zuzug aus der weiteren Öffentlichkeit vor Verlusten bewahrt werden, aber wir wollen doch in erster Linie die Vorträge für unsere Kommilitonen veranstalten! Ihr Fernbleiben jedoch zeigt uns deutlicher, als alle mündliche oder schriftliche Kritik, daß unsere Themen oder Referenten nicht dem Wunsch der gesamten Studentenschaft, nicht einmal dem einer starken Minderheit entsprechen. Die Einwände, der Student von heute habe keine Zeit für Vorträge, er treibe Sport, konzentriere sich viel stärker auf sein Fachstudium, müsse seinen Unterhalt selbst erarbeiten und noch viele andere, die wir immer wieder hören, haben gewiß ihre Berechtigung, brechen sich aber an der Tatsache, daß hin und wieder plötzlich dreihundert und mehr Studenten an einem Vortrag erscheinen, der sie eben interessiert.

Wir sind daher auf den Gedanken gekommen, unsere Kommilitonen einmal direkt nach ihren Wünschen zu fragen. Und so bittet denn der Vortragsausschuß alle seine Kommilitonen, die allgemeine und noch lieber spezielle Vorschläge machen wollen, sich

Mittwoch, den 20. Januar 1932, 20¹⁵ Uhr,
im Navillezimmer des Studentenheims zu einer Besprechung einzufinden. Wir reagieren gerne auch auf schriftliche Äußerungen (Vortragsausschuß, Universität, Zimmer 2), glauben aber, daß es für beide Teile befriedigender ist, das Für und Wider gemeinsam abzuwägen. **Der Vortragsausschuß.**

WIR FAHRENDEN SCHOLAREN.

Sieben Tage, sieben Studenten und sieben lose Blätter ihrer gemeinsamen Fahrt, für den „Zürcher Student“ zusammengeheftet

von **Georg Thürer.**

I.

Da steht der Student: zwischen Mittelschule und Leben, zwischen Jugendliebe und Ehestand. Neugierig ist er wie seine offizielle Geliebte, die Wissenschaft, auch zweifelhaft, mitunter einäugig und vielzünftig wie sie. Doch darüber streiten sich die Gelehrten...

Gewiß ist, daß ein richtiggehender Student zweispurig lebt. Seine beiden Lebensräume heißen Semester und Vakanz. Im Semester wird gearbeitet und in der Vakanz — auch. Freilich diejenigen Studenten, die sich Zimmer für über hundert Franken mit garantiert famillionärer Behandlung leisten, arbeiten in der Regel während der Ferien sowenig als im Semester. Wenn nur das Gleichgewicht gewahrt wird. Die andern sind wir, die wir uns im August als Bauern- oder Büroknecchte verdingen, zum studentischen Hilfsdienst einrücken oder unsere akademischen Theorien mit einem Kapitelchen Praxis salzen oder zuckern.

Heikel, aber tausendschön sind die Übergangszeiten, in denen man die Schalen der Waage wechselt und Gelegenheit hat, auf ihrem Zünglein eins zu tanzen, so ganz jenseits aller straffen Arbeit, von ihrem Schwertakt befreit über die schwanken, kleinen Brückenbalken zu hüpfen und zu singen, ja, zu spielen und zu singen.

Aus einem solchen Zwischenspiel will ich ein paar Töne, die sich in unserer Erinnerung längst zu einem Akkord verbunden haben, einzeln zum Klingen bringen. Der lauschende Leser mag sich nach seinem politischen oder sonstwie kritischen Notensystem die Stimmen für Oboe und Generalbaß selbst hinzuschreiben. Das ist seine Sache. Die unsre ist, die Saiten einfach noch einmal zu zupfen. Die erste ist gespannt. Ei, laß hören, ob sie schwingt und klingt und Echo findet!

*

Die Julisonne brütet über den Hochschulen wie über venetianischen Bleidächern. Selbst Professoren der Theologie ziehen ermutigend ihre Schwarzröcke aus, krepeln die Hemdärmel zurück und durchsetzen ihren Vortrag mit menschlichen Seufzern über die Hitze. Nur die griechischen und römischen Statuen, samt und sonders stoischen Geblüts, halten an sich. Nicht eine wischt sich den Schweiß von der klassischen Stirn. Die Hörsäle entvölkern sich mit zunehmender Schwüle. Zwar pocht das akademische Gewissen: Du sollst, du sollst, nein, du sollst nicht schwänzen! Sieh, wenn es alle täten! Aber auch der kategorische Imperativ hat seinen Schmelzpunkt.

Nicht, daß das Strandbad, der gewöhnliche Zufluchtsort, wesentlich kühler wäre! Gesellschaft und Wasser trösten aber trotzdem über die verfrühten Hundstage hinweg. Eng aufgereiht, beinahe schichtenweise hockt man im Sande und sieht zu, wie im seichten Trübwasser so dicht gedrängt geschwommen wird, daß dieser Strandstreifen der städtischen Seebucht einer frisch aufgeschlagenen, vollgepferchten Sardinenbüchse gleicht.

Da, in der letzten Woche zeigt die Universität neue, verblüffende Zugkraft. Die Säle und Wandelgänge füllen sich. Die Pulte werden belagert, bis die letzte Unterschrift des hintersten Professors erobert ist. Mein Freund und ich versprechen der Philisterin noch hoch und heilig, die Bude nach den Ferien pünktlich zu bezahlen. Dann blenden uns keine Kolleghefte mehr.

*

Wir wollen eine Theaterfahrt antreten! Altdeutsche Spiele werden wir aufführen. Gütige Schwestern aller Art nähren schon seit Wochen bunte Lappen zu Gewändern zusammen. Es gilt Mönche und Äbte einzukleiden, und ein Kaiser wartet auf seine gepappte Krone, für die er dem Buchbinder Hutnummer 62 angegeben hat. In Bauernkittel und Weiberjuppen werden wir schlüpfen zur Freude unserer Gäste, auch uns zum Gaudium und vor allem — Zylinder, Mützen, Filze ab! — zur Ehre von H a n s S a c h s, der die Mehrzahl der Stücke schrieb, die wir nun im fünften Jahre durch Graubünden tragen.

Einmal, es war in Flims, hat eine Matrone, der wir auf einem Selbanderausgang begegneten, auf unsern Spielführer gedeutet: „Siehste Moritze, der dort mit dem großbrandigen Hut, dat is der Hans Sachse“.

Was natürlich nicht stimmt. Sind doch schon bald vierhundert Jahre verflossen, seit der Nürnberger Meister die letzten Verse und Schuhe klopfte. Seine zahlreichen Kurzspiele dauern gewöhnlich nur eine schwache, aber eine sehr kurzweilige halbe Stunde. So kurzatmige Stücke stehen in unserm Zeitalter der meistersingerlangen Opern niedrig im Kurs. Beim heutigen Großtheater kommt Hans Sachs daher übel an. Auch die Goethesche Empfehlung seiner „poetischen Sendung“ überzeugt die Berufsspieler ersten bis dritten Ranges nicht sehr.

Darum, Schuster, bleib bei deinem Leist! Zu deiner Zeit konnte jeder, der deine Stiefel trug, auch deine Schwänke spielen. Beide haben gepoltert, aber beide haben letzten Endes gepaßt.

Heiß uns willkommen, Hans Sachs, wir, wir Laien, treten in deine Zunft!

II.

Es ist einfach ein Elend, eine Schande für unsern Zunftmeister und eine Beleidigung gegenüber unserm Spielherrn. Heraus damit,

ihr pflichtvergessenen Jünger! Ja, wir schämen uns bis in die Eingeweide: Wir stehen nun eine halbe Stunde vor der ersten Aufführung und haben noch keine eigentliche Probe gehabt! Unverantwortlich. Nein, zu dumm!

Ha, aber wie uns die Dorfjugend angestaunt hat! So gafft man sonst nur Militär oder eine Alpfahrt an. Freilich, es kommt ja auch nicht alle Tage vor, daß sieben Schwaben von unserm Schläge in langen Fräcken und mit blaubebänderten Hüten von Hotel zu Hotel ziehen, zwei Pfeifer voran, fünf Gesellen hinterdrein, die Kantus um Kantus absingen, bis einer eine Kuhglocke unbarmherzig schüttelt, alle stillestehen und die schmetternde Lobrede des Glöckners auf Hans Sachs mit Beifallrufen stützen. Hei, wie da die Fensterflügel aufgestoßen werden; bald ist kein Kreuzstock in der Hotelfront zu sehen, der nicht sein Familienidyll umrahmte.

Jetzt aber, wie wir rechtschaffen heiser sind und unser Mißbehagen nicht mehr lärmend betäuben können, meldet sich unser Verantwortungsgefühl umso eindringlicher. Gewiß, auch der Laie hat sein künstlerisches Gewissen, das beißt und zwickt, wenn seidenrauschende Damen vorüberschreiten und sich mit einem Seitenblick auf uns zuflüstern: „Heut Abend kommt also der erste größere Anlaß der Saison. Ich freue mich. Und Sie, Fräulein?“ ... Vorüber.

Und wir, Fräulein? Wir überschütten uns gegenseitig mit Vorwürfen. „Ich hab es immer gesagt, wir hätten im Semester oder doch in Chur drunten gründlich proben sollen.“

Im Semester mußte Wolfram ins Examen und Bummel zur Frau ins Strandbad, und in Chur ging es schon gar nicht, da kaufte Faun die Perücken und Klex ging auf Schminke aus.

„Meinetwegen, aber beim Aufstieg, ihr habt mir das Wort gegeben.“ —

„Und du bist es gewesen, der das Lastauto anhielt.“

„Da verstand man sein eigenes Wort nicht und mußte bei den niedrig gedeckten Holzbrücklein auf dem meterhoch geladenen Wagen peinlich aufpassen, daß einem das Haupt auf den Schultern blieb.“

Die Fahrenden Scholaren fuhren also, gewannen dadurch allerdings eine Stunde Zeit, die wir aber gleich bei der Ankunft verträdelten, als uns eine studentenfreundliche Seele ein mündendes Vesper spendete.

„Warum habt ihr denn die lumpigen belegten Brote nicht ausgeschlagen?“

„Ja, du Schlaumeier, wer wollte sein Publikum vor den Kopf stoßen.“

Nur Schnägg behält ruhig Blut. Er rückt ein Kassatischchen an das Portal, läßt einige Fünfliber auf einem Teller klirren und, sei es um die Leute zu locken oder uns zur Besinnung zu bringen, lobt er unser Spiel in geradezu marktschreierischer Weise.

Unser Spiel! Wir haben einen Keller entdeckt und pauken das erste der vier Spiele leidlich und weidlich durch. Dann streckt Schnägg triumphierend den Kopf in die unterirdische Bude: „Beutel und Saal sind voll. Alles gespannt!“

Weiß Gott, gespannt sind wir auch. Wie ein Regenschirm. Und das Gewitter verschonte uns nicht.

Zuerst platzten einige große Tropfen, wie sich jedes waschechte Gewitter anzulassen pflegt. Dank der unmittelbar vorangehenden Schnellbleiche ging die erste Nummer des Spielplans so-so, la-la, die zweite indessen nur noch lala, soso. Manchmal tappte einer arg daneben. Allein mit Hilfe des Einbläusers konnte wenigstens der Zusammenhang gewahrt werden. Im dritten Stück aber schlug der grelle Blitz ein und der Donner rollte grollend durchs Publikum. Der Spielführer kannte sich selbst nicht mehr aus und herrschte den zitternden Mann in der Kiste wütend an:

„Ihr müßt lauter blasen, Herr Souffleur,
Weil ich am rechten Aug' nichts hör!“

Der Bretterkasten bekommt einen Fußtritt und rutscht die niedrige Stufe hinunter in den Zuschauerraum. Das wäre an und für sich harmlos und im Stile des bärbeißigen Stückes gewesen. Jeder von uns wußte auch, daß dieser Schlager für das letzte Stück des letzten Abends vorgesehen war. Aber unheimlich, ihn am ersten Abend, katastrophal ihn in einer derart gespannten Lage zu hören. Der Einbläser steht auf und flucht. Klex verläßt zwar hochehobenen Hauptes, aber doch unverkennbar fluchtartig den Schauplatz. Der Eulenspiegel, der sich für das letzte Spiel bereits angekleidet hat, rennt in die Szene, schmiedet einen öden und einen blöden Knittelvers und beschließt dann prompt und pomphaft:

„Daß niemand Übel draus erwachs,
Wünscht euch allen nun Hans Sachs.“

Trotzdem dieses Reis nicht ganz ohne Geschick auf den gebrochenen Ast gepropft wurde, ging der Wunsch von Hans Sachs an uns selbst nicht in Erfüllung. Es erwuchs Übles. Die Zuhörerschaft klatschte zwar heftig. Drei kulturhungrige Amerikanerlein schienen sogar begangen. Auch einer, der erwiesenermaßen einwandfrei Deutsch konnte, lobte wenigstens die Kostüme. Hinter den Kulissen ging es aber womöglich dramatischer zu, als soeben noch vor ihnen. Spielführer und Einbläser lagen sich in den Haaren, und als sie voneinander ließen, gab uns der Spielführer preis. Er wolle sich unser nicht schämen. Bruch. Kein Gruß. Zugeschlagene Tür.

Ich öffnete sie leise wieder und schlich Klex nach. Es glückte mir, im gleichen Gasthof, in den Klex sich und seinen Ärger flüchtete, auch ein Zimmer zu kriegen. Die andern krochen in einen Stall auf ein billiges Heulager. Wenn der Spielführer uns wirklich ruchlos im Stiche ließ, konnte die Truppe unmöglich auf großem

Fuße leben. Mir wurde in Anbetracht der Krisis, das war anzunehmen, ein Ausnahmekredit bewilligt. Die Gemeinschaft zählte nun aber bestimmt darauf, daß ich eine Vermittlung in die Wege leite.

Sie fiel mir leichter als ich ahnte. In der Nacht machte ich allerdings keine Annäherungsversuche mehr. Draußen ging nach dem schwülen, trüben Tag ein lösendes Gewitter nieder. Ich zog mich aus bis auf die kurzen Wanderhosen und nahm auf der Terrasse ein himmlisches Brausebad.

In der Frühe überzeugte mich ein Blick ins Freie, daß das Wetter mein Bundesgenosse sein werde. Freund Klex hat nämlich ein weltoffenes Malergemüt, das nicht trotzen kann, wenn die Sonne liebkost.

Der Morgenwind lief die Bergweiden herab, streifte mit leichtem Flügel die Bäume des Waldsaums und trieb dann eine Graswelle vor sich her, die leicht an den Gartenzaun spülte. Dickrote Pfingstrosen wucherten über die Latten des anstoßenden Bauerngartens. Drunten im Tiefland lebte der Landmann schon zwischen Heu und Emd und hier oben stand der Frühling noch in voller Blüte.

Das alles mußte mein Freund sehen und inniger schauen als ich.

Ich wartete geduldig, bis er aus seinem Zimmer, das zwei Stockwerke tiefer lag, auf den kleinen Balkon trat. Nachdem er sich die schöne, über Nacht erfrischte Welt angeguckt hatte, suchte er die Fenster der Hotelwand ab. Ich ließ mich entdecken.

„Herrlich, Wolfram!“ rief er hinauf und lehnte sich rücklings weit über die Balkonbrüstung.

„Einfach herrlich!“ gab ich schräg nach unten zurück. Und dann noch wie nebenbei: „Fein, heute auf der Lenzerheide zu spielen.“

„Jawohl, und laufen soll's!“

III.

Churer Mädchen muß man kennen. — Aber um sie kennen zu können, muß man sie lieben. — Nur, was man liebt, lernt man richtig kennen. — Mein alter Freund und Berater Schund, der vor Jahren in Chur seine Sporen abverdiente, hat seine Weisheit als Kavalier einmal in das berühmte Gleichnis vom Kragen zusammengefaßt: Frauen gleichen Krägen. Erst, wenn man sie am Halse hat, weiß man, was für eine Nummer es ist.

Item! Ein Schwarm solch junger Churerinnen flatterte in roten und blauen flügelweiten Röcken von ihrem Flugbrett Chur aus über die Lenzerheide. Das war ein Glück und ein Unglück.

Vom Glück hatten wir in unserm gestrigen Trubel noch gar keine Notiz genommen. Als wir uns verstört und beschämt aus dem Staube gemacht hatten — da scharten sich die Mädchen, die beinahe von ungefähr unter den Zuschauern saßen, um eine Lautenspielerin und ergötzten die Kurgäste mit so vielen und so schönen Volksliedern,

daß sie den „ersten größern Anlaß der Saison“ durchaus als gelungen bezeichneten und in ihrem Lobe gemeinhin glaubten, Burschen und Töchter hätten sich zu einer Firma: Wanderbühne und Volkslieder A.-G., vereinigt. Wenn diese Ansicht unserm Rufe auch nur zu statten kommen konnte, so möchte ich doch betonen, daß wir mit den Mädchen nicht unter einer Decke steckten. Oder weiß es jemand etwa besser?

Tags darauf das Unglück! Das heißt auch ein scheinbares, wie alles noch so schwarze Mißgeschick. Unsere Pein und Peinlichkeit war zwar von allem Anfang an ziemlich durchsichtig, hellte sich aber erst nach einigen Marterstunden der Ungewißheit vollends auf.

Nach einem allgemeinen Verbrüderungsfest zwischen Klex, der das Frühbankett präsierte, und der Truppe, vorab dem Einbläser, der das untere Tischpräsidium führte, machten sich unser versöhnter Spielführer Klex, Schnägg, der Vizepropagandachef, zugleich auch Kassatiger, und ich als Trabant auf die Socken, um auf der Lenzerheide einige Hoteldirektoren einzuseifen. Beim Abschied schärften wir unsern Spielbrüdern ein, diejenigen Verse, bei denen sie gestern gänzlich versagt hatten, zünftig zu oxsen, sich aber nichtsdestoweniger zu beeilen und sich oben sofort zu einer Probe zu stellen.

Während wir uns nun sonntagsüber abmühten, uns allenthalben anzubiedern, schließlich auch eine Gaststätte fanden, uns oben drein noch in jeder freien Minute in das Rollenheft vertieften, — hatten die verführerisch singenden Churerinnen die vier andern schon verloreleitet. Als sie zum blau gekräuselten Heidsee kamen, fand man es angenehmer, zu baden und zu sönneln, als wie mittelalterliche Pilger unter Monologen, Dialogen und Wechselgesängen sich durch den Staub der Heerstraße zu schleppen. Die mitlaufenden Mädchen hatten natürlich dreimal recht, wenn sie von der Straße weg in den Uferweg einbogen, waren sie doch nur zum Wochenend nach Valbella gekommen und hatten uns gestern Abend wie gesagt nur im Vorübergehen gesungen. Unsere gewissenlosen Gesellen aber setzten sich über ein gegebenes Wort derart hinweg, daß sie keinen ehrlichen Augenblick zögerten, die Mädchen nach einem vielstündigen Badeleben noch ein gutes Stück Weges gegen die bischöfliche Stadt hinunter zu begleiten, des „Eindämmerns wegen“, wie sie sich später ritterlich rechtfertigten.

Derweilen sagten wir zu dritt im Hotelstädtchen die Spiele an. Bangen Herzens und immer Ausschau haltend. Hatte die Hauptmacht den Weg verfehlt? War sie am Ende gar gegen Arosa getipelt? Memmen, seid ihr durchgebrannt? Cherchez la femme! Diese überzeugende Stimme schwang obenaus.

Zum andern Mal sahen wir mit gemischten Gefühlen, wie ein prunkender Saal sich füllte. Schnägg, der Uermüdliche, fängt zu guter Letzt noch ein dreißigköpfiges, vielzöpfiges Töchterpensionat

auf seinem erbaulichen Abendspaziergang ab und zerrt es in den Saal. Da — nur ein Wunder läßt einen so tief aufatmen! — hinter dem hintersten Mädchen schleichen sich die vier Abtrünnigen in das ausverkaufte Haus. Sie gestanden, bereuten offenbar und behaupteten, unsere Vorbereitungen seit einer Stunde verfolgt zu haben. Nur um ungestört der Probe der letzten beiden Stücke, welche die vier sozusagen allein bestritten, obliegen zu können und sich eine unnütz lange Schmähpredigt zu ersparen, seien sie erst in der letzten Minute eingerückt. Ja, dazu war allerdings keine Zeit mehr; wir sahen uns wohl oder übel um eine selbstgerechte Standrede betrogen.

Unsere aufgestaute Wut entlud sich im unmittelbar einsetzenden Spiel, das aber auch strub angepackt sein wollte. Und das herbe Spiel mit seiner ungehobelten Sprache schlug in unserer fast grotesk leidenschaftlichen Gestaltung ein. In der Pause stürzte der Maitre de plaisir in den Abschminkeraum und brachte neben andern Beifallsbezeugungen am urchigen Spiel auch die Botschaft, eine Dame der dritten Reihe habe soeben den Stimnton des hurtigen Herrn, der den Nachbarn gespielt habe (das war Faun), der Klangfarbe Moisis verglichen. Pah, das nennt man schon erlesene Vergleiche! Überhaupt, das Publikum sei eingestimmt. Frohlockend treten wir beim folgenden Stück halb aus Eitelkeit, halb im Bestreben, den Kontakt aufrecht zu erhalten, womöglich noch zu beleben, aus dem Publikum heraus auf die Bretter. Es geht um das Spiel vom Kaiser und vom Abt, das wir selbst nach einem unbekanntem Meister des reifen Mittelalters für unsere Kleinbühne bearbeitet haben. Voraus stolziert der Kaiser und zuhinterst kriecht der Souffleur, der bald zum Liebbling der Anwesenden wird, da er sich — wohl seines gestrigen Sturzes eingedenk — auf der Szene selbst postiert und sein Geflüster mit allerhand Hokuspokus begleitet. Stellenweise mag das Treiben an eine moderne Doppelbühne mit Kronsaal und Kirchweihwinkel auf gleichem Boden erinnern haben. Das Publikum ließ sich indessen gewinnen. Als der Saal sich nach der schaurigen, abschließenden Fegfeuerszene des letzten Spieles erhellte, ließ das Kurvolk die „liebenswürdigen Herren Studenten“ durch den vorgenannten maitre de plaisir bitten, gleich noch einen Ball zu veranstalten. Drei Musici hatten sich schon an die Rockzipfel des Bittstellers gehängt. Ob wir einschnappten! Im Gänserichmarsch schreiten wir eine Ehrenrunde durch den Saal, der eilends umgestuhlt wird. Im Hintergrunde treibt die Gouvernante die in ihren Augen noch nicht flüggen, sehr widerstrebenden Pensionatsnachtigällchen aus dem Tempel. Wir legen ein gutgemeintes Wort für sie ein, kriegen dabei aber nur selbst einen strafenden Blick aus Brillengläsern ab. Für fünf Minuten ziehen wir uns alsdann zurück. Während des Abschminkens beginnen wir ein Tanzlied zu singen, von dem wir erwarten dürfen, daß es alle können. Dann noch eines, das wenigstens einen gefälligen, leicht erlern-

baren Kehrreim hat. Hierauf betreten wir, sauber abgeschminkt, nur das eindrucksvolle Schwarz der Augenbrauen sorgfältig ausgespart, den gewichsten Boden und lassen uns links und rechts zu Tische bitten. Die Geigen laden mit kräftigem Aufstrich zum Tanz Damen erheben sich lächelnd . . . „Und gestern“, flüstert mir ein Heuschläfer der vergangenen Nacht über eine schöne Schulter zu, „lagen wir zu dieser Stunde auf einer schmutzigen Heudiele!“ Und wie gut, denkt sowohl das drei- als das vierblättrige Kleeblatt des Spätnachmittags, wie gut sich alles in Minne auflösen will.

Eine feudale Dame läßt es sich nicht nehmen, uns Hotelzimmer zu besorgen, und da konnte auch ein flotter Herr, der ihr den Hof zu machen schien, nicht anders, als das Frühstück zu stiften.

Von auswärts wohnenden jungen Mädchen ließen wir uns gegen halb vier Uhr zeigen, wie man sie auf Umwegen in ihr Hotel zurückführe. Die Nacht stand offen und viele Paare gingen in ihre Tore ein. — — —

Heimzielend stolperte ich um ein Haar über den weißzottigen Bernhardiner, der friedlich auf der Hausschwelle lag. Gähnend zog ich droben den Gehrock aus, welchen mir mein heimischer Pfarrer ausgeborgt hat, bürstete auch einige Lärchennadeln aus seinen Knittern und Falten. Schließlich spreitete ich ihn über das Fenstertischchen und legte sorgsam ein Sträußchen Rosen darauf.

IV.

Tag, hellichter Tag, der es jedem verrät, daß mein pfarrherrlicher Frack eigentlich recht abgeschabt dreinsieht und über den Achseln eidechsen grünlich schimmert. Ei, umso schöner nimmt sich das Glockenblumenblau des handbreiten, kunstvoll zur Schleife geschlungenen Schlipes aus.

Sicht, strahlende Sicht! Hoher Mittag bannt Graubünden. Breit und ruhig stuft sich das Land der Vortäler zum Rheinwaldhorn empor. Zwischen den Roggenäckerchen drunten und den Schneefeldern droben geht kein Laut, kein Hauch und nirgends ein Schritt, der sich nicht in diese Stille fügte. Nur ein leiser Wolkenschatten schwimmt zag und immer langsamer die ausladende linke Talflanke des Oberhalbsteins hinab.

Fahrt, fröhliche Fahrt! Wandervögel, verwandtes, jugendbewegtes Volk kommt des Weges. Wir grüßen es, indem wir sein Lied aufnehmend singen, bis wir uns gegenseitig aus dem Hörfeld entschwinden.

*

Korbersleute lagern an der Böschung und lüften einmal ihr lausiges, kugeliges Leinwandhaus. Zwei halbwüchsige Buben zerren das faule Stroh vom Schlafkarren. Es zu ersetzen, werden die Mädchen fortgeschickt, beim Bruder Bauer, der über Mittag nach Hause ging,

ein paar Armvoll Heu zu stibitzen. Aber Bauernkinder haben es gesehen, pfeifen erst, rennen dann heran. So entbrennt ein Streit um die eigene und die gestohlene Habe. Die kleinen Eigentümer balgen, die Spenglerlein verlegen sich aufs Spucken. Damit halten sie das Gemenge solange hin, bis die keifende Nestmutter wie Gottswetter dazwischen fährt und rechts und links schallende Ohrfeigen haut. Erst, als wir akademischen Zigeuner sie nach dem Wege fragen, läßt sie Pack und Plackerei und näselt erschöpft: „Nach Thusis und ins Schams? Dahinaus!“

V.

Albulatal! Da kennen wir uns aus! Hier ist mein Großvater, mein Neni, einmal Landammann gewesen, und im Badhotel, in dem wir zu spielen gedenken, waltet ein Vetersvetter als Koch. Auf dem Bauernhof des weißbärtigen Großvaters können wir auf meine Fürsprache hin im duftenden Bergheu übernachten, den verwandten Küchenfürsten will ich bei unserm gemeinsamen Urgroßvater beschwören, daß er mir Semmeln gibt statt der gewöhnlichen Brotscheiben, die ich auf der Bühne zwischen zwei Worten vertilgen muß.

Herr und Frau Direktor waren die Freundlichkeit selbst und verständnisinnig zeigten sie uns, daß in ihrem Hause der Weg zum Spielsaal durch ein reiches Speisezimmer führe.

Unterdessen hatte sich Bummel, unser Berufsengländer, mit Stock und schachbrettartig gemusterten Hosen im Park zu einer ältlichen, sehr redseligen Dame gesetzt und ihr in gutangelsächsischem Stakkatofranzösisch von einer berühmten Truppe erzählt, und daß dem Bade nächstens die Ehre widerfahre, die Einkehr dieser Truppe feiern zu dürfen. Wie ein Lauffeuer ging es durch Garten und Gänge, und das sonst so altehrwürdige Bad wurde jugendlich lebendig. Ein deutscher Oberlehrer kroch aller Disziplin zum Trotz drei Minuten zu früh aus dem schwefelsauren Wasser, und als Bummel endlich nach getaner Arbeit zum Essen kam, schob sich der Mann mit dem germanischen Scheitel hinter ihm ins Zimmer und stiftete uns zum Willkomm so viel Rauchware, daß man damit seine stärkste Klasse zur Übelkeit hätte reizen können.

Aber unserm rauchfesten Freund Logisch wurde nicht bange. Er hatte ausgiebig und ausgesucht gut gespachtelt und war daher voll guter Dinge. Dem Logisch, muß man wissen, steht ein geradezu legendärer Appetit zu Gebote. Böse Zungen schwatzen gerne von zwei Italienern, die Logisch einmal auf 12 (in Buchstaben: zwölf) Portionen Spaghetti gefordert habe. Das ist natürlich krasse Verleumdung; auf alle Fälle fehlt jede wissenschaftliche Unterlage. Und Logisch hat ganz recht, wenn er in solchen Gerüchten den gleichen Trieb erkennt, der die jungen Akademiker (beileibe nicht die alten!) oft dazu verführt, jene Theorien aufzustellen, die wirklich makellos von keiner Sachkenntnis getrübt sind.

Ich weiß, Logisch sagt es nur ungern selbst, darum sage ich es für ihn, daß er im Grunde genommen ein ganz patentter Bürger sei. Es ist auch falsch, wenn der Oberkellner heute Abend unsern Herrn Logisch (der Teufel weiß, wie er zu diesem Namen gekommen ist) der Unachtsamkeit bezichtigte und dabei auf ein auggroßes, brandbraunverbrämtes Loch in der neuen Tischdecke deutete. Logisch hätte lange aufpassen und die Zigarette regelmäßig in die Rinne des Aschenbechers legen können — das Loch glotzte uns nichtsdestotrotz an. Davon sind wir alle überzeugt, und Schnäggs hat vollkommen richtig gehandelt, wenn er, ohne ein Wort des Vorwurfs oder der Entschuldigung zu verlieren, einfach in unsern Beutel griff, einen Fünfliber zückte und auf das Loch legte. Da sah es der Ober nicht mehr.

Logisch ist nun einmal für dergleichen Verhängnis geboren. Er stellt das rabenschwarze Urbild eines Pechvogels dar. Aber würdevoll der Gleichmut, mit dem er sich in seine fatalistischen Sturzflüge findet! Wenn ihm der Teufel ein Bein stellt oder der liebe Gott eins auf die Finger gibt, so nickt er nur zustimmend, mag er doch jedem sein armseliges Freudlein gönnen. Dabei muß er bedeutend öfters über Bockfüße stolpern als er göttliche Fingerzeige erhält, wenn man diese überirdischen und unterirdischen Gliedmaßen schon trennen und so benennen will.

Ein geistreicher Gönner hat Logisch schon den Witz- und Blitzableiter unserer Truppe genannt. Jede Stichelei bestätigt es und jeder Tag liefert neue Beweise. Vorgestern überschritten wir auf einer Holzbrücke einen wilden Nebenfluß des Hinterrheins. Das Balkenwerk des Bodens wies eine einzige große Spalte auf, und gerade in sie mußte dem Logisch seine Brille fallen, niemand weiß wie. Als wir Tags darauf, also gestern, auf einem Lastwagen durch die Viamala talaus fuhren, war eine einzige Eierkiste auf dem Autoverdeck. Und ausgerechnet in diese hinein mußte sich Logisch setzen, niemand weiß wie. Und der Kurzsichtige hätte es bombensicher auch getan, wenn er noch im Besitze der Gläser gewesen wäre und die Kiste als Eierkiste erkannt hätte, niemand weiß warum.

So furchtbar Logisch in seinen Reinfällen ist, so fruchtbar ist er in seinen Einfällen. Wer, mein Logisch, war es, wer konnte es überhaupt sein, wer anders als du, der in Bergün, als es in Schnüren regnete und wir Gefahr liefen, daß außer den Gästen des Kurhauses kein Bein in unsere Vorstellung komme, wie ein rettender Held Winkelried auf einen Tisch der Vorhalle sprang und mit lauter Stimme also sprach:

„Farbenbrüder, ich will euch einen Ausweg zeigen. Dort in der Ecke stehen Sonnenschirme!“

Da verstanden wir das große Wort. Wir suchten uns den größten, röteten aus. Logisch pflanzte sich damit auf die Straße und wir kro-

chen unter seine Fittiche wie Kücken unter die Henne . . . Der Regen trommelte. Ein riesiger Fliegenpilz, wie er sonst nur in Strandbädern und auf Jahrmärkten gedeiht, bewegte sich zwischen den rätischen Häusern hindurch und unter dem tropfenden Saum drangen 7 Stimmen hervor, die das triefende Einerlei des Landregens zu überschreien suchten. Als der Regen das tuchene Dach durchschlug, flüchteten wir uns in die Cuort, den geräumigen Flur der dortigen Bauten und bezahlten den Leuten die stündige Miete mit fünf Freikarten. Der Umzug trug uns zwar einen Verweis der Hoteldirektion ein, füllte uns aber abends den Saal auf den hintersten Platz.

Propaganda ist überhaupt das schöne und äußerst spannende Vorspiel unserer Aufführungen, in dem sich jede Schuld und Ungeschicktheit sofort und unfehlbar rächt. Dabei will jede Gemeinde, ja beinahe jedes Hotel individuell behandelt sein, wie ein Patient oder ein Schüler oder ein anzupumpender Onkel.

In einer kleinen Gemeinde ist der Feldzugsplan verhältnismäßig einfach zu entwerfen. Ein Muster: Die Vorhut beschlagnahmt kurzerhand für eine starke Stunde das halbe Postlokal, das heißt drei Leute belegen den Fußboden des Warteraumes zu zwei Dritteln und die beiden Ruhebänke draußen (wenn nicht gerade jemand draufhockt) vollkommen mit unsern Plakaten und schreiben dann knieend mit viel Geschäftigkeit Tag und Ort, Spielsaal und Spielzeit in die freien Felder der vorgedruckten Beschriftung. Wenn irgend möglich, verlegt man diese altorientalisch anmutende Schreibstunde auf die Ankunftszeit des Postautos, also in der Regel auf zwischen neun und zehn Uhr früh, wenn die Kurgäste nicht warten können, bis ihnen der Briefträger die Kurszettel und Liebesbriefe ins Haus trägt. Wer weiß, vielleicht steigt auch ein neuer, verheißungsvoller Kurgast aus, oder man weiß es vor den andern und kann es triumphierend bei Tische verkünden, daß das Hotel auf die Beschwerde hin wirklich bessere Weine bestellt habe. Kurzum: Betrieb, Verkehr, Spannung. Die Kinderwelt tänzelt natürlich schon lange um die Plakate, die, ein meisterhafter Holzschnitt Klexens — über großen gotischen Lettern auf schlohweißem, rotem oder zitronengelbem Grunde Till Eulenspiegel auf einem Esel zeigen — nicht ganz in Lebensgröße, aber wenigstens doch so, daß der Esel des Bildes ungefähr die Maße eines frischgeworfenen Zickleins hat. Wie vorauszusehen war, haben die Kinder ihre helle Freude an den Helgen, und man muß die jungen Herrschaften beständig ermahnen, ja nicht auf die noch feuchtglänzenden Buchstaben zu tappen.

Bald bilden auch neugierige Erwachsene einen Hag um uns und einer, der wie ein Pfosten im Zaun drin steht, fragt vernehmlich:

„Na, und was soll der Eintritt kosten?“

Faun schießt zu Bummel hinüber: „He, Schaltermensch, sind überhaupt noch Plätze zu haben?“

Und Bummel, der Gewandte, schlägt von ungefähr ein Taschenbuch mit einem alten Sitzplänchen auf, geht dann auf den Frager zu. „Ich glaube, es dürfte sich noch einrichten lassen“ (und er verkauft die erste Karte). Hier noch zwei . . . Mutter rasch . . . Drei, womöglich ganz vorn . . . Nun sind Zeit und Lage reif für den Vorverkauf.

Anders an einem großen Platz. Sagen wir in Davos. Jeder weiß, daß Nomaden wie wir nicht daran denken können, uns im Postgebäude beruflich niederzulassen. Denn Davos ist ein Ort, der etwas auf sich gibt und deshalb Polizeiverordnungen, Billettsteuern und Bestimmungen über das Plakatwesen hat. Also grundandere Verhältnisse und ungewohnte zugleich. Davos war Neuland. Davos kannte uns nicht und wir Davos nur oberflächlich. Sollte unser Gastspiel ziehen, so mußte eine schlagende und nachhaltige Propaganda vorausgehen. Davos muß Ungewohntes sehen. Davos soll staunen. Ja, aber worüber? Wie, sollen wir mit Promenadeschirmen Fallschirmabsprünge vorführen und einen Schneefall Flugblätter über die Landschaft bis zum Flüelahospiz hinauf in die keimfreie Kurluft zaubern? „Du bist immer der gleiche Phantast! Nein! Ausführbare Vorschläge!“ Steigt die gutbürgerliche Meinung: „Sofort mit der ehrbaren Plakatgesellschaft verhandeln und unsern Eulenspiegel über irgend ein Waschpulverfräulein kleben lassen.“ Einmütige Einsicht in die Sinnlosigkeit eines solchen verspäteten Unterfangens.

Gewiß, ein Umzug der sieben Aufrechten in Paradefront mit siebenkehligem, siebenstimmigem Gesang konnte seine Wirkung auch hier nicht verfehlen; ebenso wenig aber genügen. Was schließlich blieb, war ein Entweder—Oder gegenüber dem Staat: Taxe oder Buße, ohne Tribut kommen wir nicht weg. Entweder verzichten wir für heute auf die Spiele, rücken für morgen ein Inserat in die Davoser Zeitung ein und lassen unsere Plakate gegen Erlegung einer hohen Taxe an möglichst vielen und auffälligen Orten anschlagen — oder aber, wir spielen heute und durchziehen, jeder auf eigene Faust den Ort, heften innerhalb der nächsten Viertelstunde an mindestens fünfzig gut sichtbaren Wänden unsere Riesenzettel an — und nehmen eine gesalzene Buße eben auf uns. Eine rasch angestellte Wahrscheinlichkeitsrechnung ergab, auf Grund mutmaßlich entsprechender Polizeientscheide in unserer Hochschulstadt, daß diejenige Möglichkeit finanziell aussichtsreicher erschien, die auch die Strolchenromantik für sich hatte.

Zwanzig Minuten später prangten ein halbes Hundert reitender Eulenspiegel an Davoser Plakatsäulen, Ladentüren und Luxusautomobilen, die soeben noch geparkt hatten.

Fünfundzwanzig Minuten später fahndeten bereits drei Polizisten nach uns. Diese unerhört rasche Reaktion war das offensichtliche Verschulden desjenigen gewesen (natürlich wollte es niemand gewesen sein, auch Logisch bestimmt nicht), der in der Eile des Ge-

fechts ein Plakat an den Polizeiposten selbst gereisnagelt hatte. Einfach dämlich dumm! Erwischen ließen wir uns aber nicht — bis abends, als wir zu dritt auf der Amtsstube erschienen, um die Spielbewilligung einzuholen. Der freundliche Herr, der die Scheibe hochzog, war erstaunt, uns so ahnungslos und ohne polizeiliche Begleitung erscheinen zu sehen. Die nachgesuchte Erlaubnis wurde uns erteilt, die Buße wegen Unkenntnis erlassen und obendrein ein Zettel ausgehändigt, der die Bestimmungen enthielt, die wir schon wußten. Ein eben eintretender Polizist wollte, durch die erfolglose Suche verstimmt, noch etwas wichtig tun und unsere Namen notieren. Wir verwiesen auf unsere Angaben, die wir soeben am Schalter gemacht hatten. Gereizt forderte er uns auf, mit ihm nun sämtliche Plakate wieder zu lösen, soweit es noch nicht durch seine Kollegen oder taktlose Gassenbengel geschehen war. Wir nahmen die Gelegenheit gerne wahr, unter polizeilicher Bedeckung die wesentlichsten Straßen abzuklopfen, zieht so etwas doch immer die Aufmerksamkeit der Leute auf sich. Und um diese buhlten wir ja heute mit allen Mitteln. Es gereichte uns zur nicht geringen Genugtuung, festzustellen, daß die Plakate mit wenigen Ausnahmen an Stellen hingen, wo seit der Regelung des Plakatwesens sicher nie Reklame gemacht worden war. Diese Plakate mußten daher vor allem den Eingeborenen in die Augen springen. Mit wohlbewußter Umständlichkeit klaubten wir Reinsnagel um Reinsnagel aus dem Hartholz. Dann entließen wir den getreuen Polizisten unter Verdankung der geleisteten Dienste und Überreichung einer Ehren-Freikarte. — Im Gasthof belehrte uns ein voller Saal, wie richtig wir die Alternative von heute Mittag gehandhabt hatten. (Fortsetzung folgt.)

DREI MÄDCHENSCHRIFTEN.

Es handelt sich um junge Damen im Alter zwischen 19 und 21. Zwei von ihnen sind unsere Kommilitoninnen. Sie haben mir freundlicherweise erlaubt, sie auf diesem Wege zu vergleichen. Das heißt also: Es handelt sich nicht nur um eine Vergleichung des Schriftbildes nach graphologischen Grundsätzen, sondern selbstverständlich auch um die Gegenüberstellung der sich daraus ergebenden Folgerungen.

Werfen Sie nur einmal rasch einen Blick auf die Fig. 1 und 2, und rein gefühlsmäßig schon haben Sie die prinzipielle Verschiedenheit der beiden Schriften und Urheberinnen erfaßt: Nr. 2 eine kleine, farblose, feine Schrift, langsam, fast zögernd entstanden, wie die leichten Zitterstriche an verschiedenen Stellen zeigen, Nr. 1 dagegen groß, dunkel und viel ursprünglicher (was nicht heißen soll natürlicher, ungezwungener) anmutend. Dort eine fast übertriebene Enge,

relativ rhythmisch und ein einheitliches Bild bietend, auch in der Schräglage der Grundstriche; hier dagegen verhältnismäßig weiter

musste gar nicht, das
solche Menge Verwan
in Genf. Da ist Tante
über Tochter Helène.:

Fig. 1.

Zeilenabstand, oft gestörter Ablauf der Schreibbewegung (Unrhythmisches), siehe z. B. T in Tante und Tochter, was sich im ganzen Schriftstück wiederholt; die Grundstriche schwanken in der Richtung ziemlich stark, z. B. g in gar, d in daß, T in Tante, G und f in

54.9 Begriff des Pand R.
Schuldhaft
Schulden nur was bitten.
Obligatio personalis = Verbindlich
des Gläubiger zählt.

Fig. 2.

Genf. Dies ist umso bedeutungsvoller, als aus Nr. 1 eine fast ängstliche Zurückhaltung spricht, quasi ein noli me tangere in innerer Beziehung, und wenn dieses Bestreben nach Zurückhaltung nicht immer Erfolg hat (in der Schrift), so heißt das, daß hinter diesem etwas stecken muß, eben das zu Verbergende, ein Gefühlsleben, auf das man schon aus der lebensvoll anmutenden Farbe des Schriftbildes schließen konnte. Meiner Ansicht nach ein ausgesprochener introvertierter Typus, der fast egozentrisch wirkt. (Vergleiche die Einrollungen in T, das G, die H-Schleife, die linksläufigkeiten in den a!)

Betrachten Sie dann Nr. 3: Und wie bei den zwei ersten Proben müssen Sie wohl sofort feststellen: Auch ein ganz ausgesprochener, vielleicht noch eigenartigerer Charakter muß hinter diesen originellen Formen die treibende Kraft sein, hinter diesen Formen, die einzeln betrachtet ungestaltet wirken (z. B. ich, erzählen, erlebt, lange), zusammen aber ein einheitliches Bild bieten. Die Abstände der Zeilen sind noch deutlicher als in Figur 1, die einzelnen Wörter mindestens ebenso klar getrennt, und eine ungemein viel größere Lebendigkeit des Wesens spricht aus diesen Zügen als aus Figur 2.

Fragen wir uns nun, wer von diesen drei Menschen sich zur Juristin eignet, und wer zur Hausfrau, eventuell wer zu beidem, so werden wir zum vornherein die Schreiberin von Nr. 1 ausschließen müssen vom iuristischen Berufe. Warum? Trotzdem hinter dem Druck

*was soll ich für erzählen,
haben sie unterhalten? Ich
gar nichts erlebt. Und dan
shon so lang nicht*

Fig. 3.

und einer gewissen Regelmäßigkeit der Schrift eine, wenn auch nicht immer konsequente, Energie zu vermuten ist, die es zu etwas bringen kann, — trotzdem die gute Verbundenheit auf eine gewisse Fähigkeit zu logischem Denken schließen läßt, vermischen wir doch darin das ausgesprochen Geistige, Klare, Abstrakte, wie wir es einem guten Juristen wünschen möchten. Der Mensch, der solch' eine Schrift hervorbringt, ist für ganz andere Aufgaben des Lebens geschaffen, als hinter Kommentaren und Schreibmaschinen zu sitzen und sich den Kopf über Dinge zu zerbrechen, die ihm eigentlich wesensfremd sind, viel eher scheint sich mir hier die Fähigkeit zu sozialer Tätigkeit, auch Kunstgewerbe, zu dokumentieren. Das versteht man, wenn man beachtet, wieviel Güte und Wärme ungelöst hinter diesen runden, vollen Formen wohnt, wieviel leider noch ungeweckter Sinn für kräftige Farben, für leuchtende Bilder, Lebendes, Lebendiges, Schönheit aus diesen, zum Teil mit viel Verständnis für Praktisches behandelten schweren Buchstaben spricht. Die Überstreichungen in t und r, zusammengehalten mit der (noch ungerichteten) Energie, ergeben einen deutlichen Willen zur Macht, nach Einfluß, Beherrschung, und auch diese Eigenschaften lassen sich, stellt man sie sich als im ganzen Charakter, nicht isoliert, wirkend vor, mit viel mehr Erfolg in hausfraulicher Betätigung verwenden, denn als Anwalt oder Kaufmann, wie das iuristische Studium heute vermuten läßt.

Dagegen Figur 2: Auch hier kein überragender Geist, aber ausgesprochene Feinheit, z. T. Eigenartigkeit der Formenbildung (siehe die f, a, r!), ausgebildetes, logisches, wohl gar abstraktes Denken, viel weniger phantasievoll und erdgebunden; leichtblütiger. Genauigkeit, Exaktheit, wenig Initiative, fast Zaghaftigkeit im Beginnen einer Unternehmung, obwohl der Schnörkel in § auf das Hervorbringen des

entgegengesetzten Anscheins gerichtet ist; vorsichtiges Überlegen scheint hier in die Augen zu springen, und aus der Behandlung der Zeilen ergibt sich Unselbständigkeit, Anlehnsbedürfnis (übrigens auch aus dem Neigungswinkel), entstanden aus einem Mangel an innerem Halt, wie das in diesem Alter sehr oft der Fall ist (und zwar bei mehr Leuten, als man glaubt, die es selber manchmal nicht wahr haben wollen). Dieser Mensch ist mit sich sowenig im Reinen, wie der erste, aber da seine, ganz auf andere Seiten neigenden Begabungen viel weniger intensiv sind, wird er auch viel leichter stimmungsmäßig hin und her gezogen, und die Regelmäßigkeit der Züge und die Einheitlichkeit des Schriftbildes sprechen viel weniger für eine starke Energie als dafür, daß diese nicht nötig ist, weil ihr doch wenig Gelegenheit zur Betätigung (hier Regulierung des Gefühlslebens) gegeben ist.

Nach allem dürften rasche, leichte Stimmungswechsel zu vermuten sein, die sich aber in der „großen Welt“ nicht so kräftig manifestieren, da sie eben leicht sind und infolge des Mitteilungsbedürfnisses und einer gewissen humorvollen Herzlichkeit unschwer verwischt werden können. Vergewenwärtigen wir uns das Gesagte, so finden wir, daß sich diese Kommilitonin viel eher für das iuristische Studium eignet, und daß sie, wenn sie sich einmal richtig dahinterkiemmt (und das wird sie können, weil sie einzusehen fähig ist, daß es so am besten ist), sicher auch etwas erreichen wird. Wenn auch die engen Zeilen und gelegentlichen Verhäkelungen der obern mit der unteren für eine noch in der geistigen Klärung begriffene Entwicklung sprechen, so zeigt doch die Verteilung der Schrift im ganzen Raum, daß die Schreiberin einteilen, trennen und auseinanderhalten kann, und, wenn es nötig ist, spart. Dagegen scheint sie sich weniger für eine spezifisch weibliche Betätigung zu eignen, worunter ich Familienleben und Soziales verstehe, doch ist eine weitere Ausbildung in diesem Sinne, gerade infolge der Anpassungsfähigkeit, sehr wohl möglich. *Tempora mutantur . . .*, und es ist meine Überzeugung, daß sich der Charakter wohl nicht qualitativ verändern kann, seine Emanationen aber quantitativ so reguliert werden können, daß er an jede Situation einigermaßen angepaßt werden kann.

An dieser Stelle möchte ich gleich erklären: Die Graphologie befaßt sich natürlich nicht mit der Voraussage der Zukunft, sondern entwickelt sozusagen deskriptiv das Bild, wie es der Charakter in der Gegenwart bietet, aber auch das wahre Wesen des Menschen, nicht nur, wie er sich stellt, sondern wie er zurzeit wirklich ist. Aber nicht einmal in diesem letzten Sinne ist die Graphologie Zeichendeuterei, die sagt, weil ein U-Häubchen sich als geschlossener Kreis darstellt, müsse der Schreiber eine verschlossene Natur sein, oder weil der i-Punkt hoch oben sitzt, habe der Urheber Sinn für Distanz, sondern es ergeben sich aus der Schrift einige wenige Grundprinzi-

prien, Grundzüge, sozusagen auf den ersten Blick, aus denen Einzelheiten und Feinheiten mehr auf psychologischem Wege gefunden werden, die sich freilich in der Schrift bestätigen müssen. Über die Auswahl des Materials wird bei späterer Gelegenheit einiges zu sagen sein, für heute nur das: Es soll möglichst viel und zwanglos Entstandenes eingesandt werden, am liebsten mit Bleistift und Feder geschrieben.

Betrachten Sie nun Figur 3! Keine Hausfrau, wenigstens noch keine, das können wir auf den ersten Blick feststellen. Um die Schreiberin dazu zu machen, wäre ihr eine feste Hand nötig, die diesen ungezügelten, bewußt gesteigerten Individualismus, diese fast krankhafte Unbekümmertheit um Formen und Regeln in normale Grenzen zurückdrängt. Zugleich aber spricht eine Angriffslust, eine Freude an der frischen Diskussion über die höchsten Probleme aus dem Bild, verbunden mit einer gewissen Schwärmerei und Freude am Äußerlichen (woneben vieles deutlich für Gemütswärme und Verlangen nach Innerlichkeit spricht), die diese Person eher zu einer temperament- und geistvollen Advokatin prädestiniert erscheinen lassen würden, wenn eben eine Begabung in iuristischer Hinsicht zu konstatieren wäre. Dies ist nun aber keineswegs der Fall. Geistvoll vielleicht, aber nicht geistig, lebendig, mit wenig Verständnis für Einfühlung in und Rücksicht auf andere, keine scharfe Denkerin, Logikerin; mehr Gedanken als Denkenkönnen, initiativ, sensual, vielseitig, ungründlich, kurz: Ein extravertierter Mensch, aus dem noch viel zu machen sein wird, wenn er in geregelte, vielleicht selbst gelegte oder zwangsläufig einzuschlagende Bahnen geleitet werden kann. Hier liegt die Gefahr einer nutzlosen Verpuffung lebenswichtiger Werte, ganz im Gegensatz zu Figur 1, wo die Tendenz besteht, diese Werte, Fähigkeiten, zurückzuhalten, so daß sie unfrei bleiben und sich nicht betätigen können. Figur 2 scheint da eine eher glückliche Mittelstellung einzunehmen: Zwar, es ist nicht jedermanns Geschmack, zum sogenannten Durchschnitt, zum Normalen zu gehören, (womit selbstverständlich nicht eine Wertung verbunden sein kann, sondern nur eine Feststellung), aber ebensowenig will man es sich oft als Vorzug anrechnen lassen, anders zu sein als die andern, denn durch dieses Wissen entsteht ein dauernder Spannungszustand, der, bleibt er ungelöst, sich auf die Psyche nicht günstig, sondern zermürbend auswirkt. Solche Charaktere tun wohl am besten daran, wenn sie sich selbst erkannt haben, nach dem zu streben, was man so „normal“ nennt, was durchaus nicht einer Unterdrückung ihrer eigenen Individualität und Originalität gleichkommen muß, sondern nur einem fördernden Anwenden und Richten der Fähigkeiten.

W. Steinbrüchel, iur.

BÜCHERSCHAU.

Pertinax: Einheit, Heimverlag Radolfzell 1931.

War Christus ein echter Yogi?

Bekanntlich ist Christus eine der umstrittensten Gestalten des Abendlandes. Über seine Heilslehre allein existieren über 400 Auslegungen und Deutungen. Die Frage, ob Christus überhaupt gelebt hat, wird von Zeit zu Zeit immer wieder aufgeworfen und eifrigst diskutiert. Damit nun die Verwirrung noch größer wird, erscheint von psychoanalytischer Seite her eine — soviel ich weiß — noch nie aufgestellte Auslegung seiner Lehre. Nach dieser im Heimverlag Radolfzell von Pertinax unter dem Titel „Einheit“ veröffentlichten Version hätte Christus tatsächlich gelebt und wäre er ein sogenannter echter Yogi gewesen. Ein Yogi aber ist ein Mensch, der auf Grund alter, meist indischer Überlieferungen durch eine besondere introspektive und meditative Verhaltensweise darnach strebt, ein von allem innern Siechtum befreiter Vollmensch zu werden. Nach der Auffassung von Pertinax würde somit das von Jesus gepredigte „Himmelreich inwendig in euch“ die vollkommene leibseelische Gesundheit sein. Diese wiederum würde das maximale, beziehungsweise ewige irdische Leben bedeuten. Demnach hätte die Heilslehre Christi darin bestanden, kranke, sogar sozusagen hoffnungslos kranke Menschen (die Letzten) wieder zur vollkommenen Gesundheit zurückzuführen, sie also wieder Erste werden zu lassen. Die von Jesus gepredigte „Wiedergeburt durch den heiligen Geist“ (Johs. 3, 3—5) würde die Wiederherstellung der verloren gegangenen Gesundheit bedeuten. Diese medizinische Deutungsweise des Evangeliums hat außerordentlich viel für sich und gewinnt durchaus an Wahrheitsgehalt, wenn man von Pertinax hört, daß es in der Tat eine Möglichkeit gibt, schwerkranke Menschen nach dem kathartischen Verfahren wieder kerngesund zu machen, und daß diese Heilungsmöglichkeit tatsächlich im Altertum nicht unbekannt war und da und dort auch außerhalb Palästinas unter den verschiedensten Namen (Yoga, Tao, Wiedergeburt, Feuer- taufe, Fegefeuer) praktiziert wurde. Da das kathartische Vorgehen (und alle die genannten Verfahren) genauer besehen nichts anderes ist als ein weises, kluges „Nicht-Widerstand-Leisten gegen die Krankheit“, würde die Stelle Mat. 5, 39—41, verständlicher. Da dies Heilverfahren ganz außerordentliche Ansprüche an die Geduld und die Ausdauer des Kranken stellt, werden auch die Stellen Mat. 7, 13—14, Lukas 9, 62, Ebräer 12, 6, verständlich.

Diese medizinische Deutungsweise der Lehre Christi hat vor allen Dingen den großen Vorteil, daß sie die naturwissenschaftlich Denkenden durchaus befriedigt, einen wirklich großen Sinn offenbart und die Größe der Gestalt des Christus in keiner Weise beeinträchtigt.

Wenn wir diese medizinisch-religiöse Auslegung (nach welcher also der Kranke zugleich ein Sünder und der Buße-Tuende ein sich Heilender wäre) als für die wahre annehmen, so wäre es interessant, nachzuprüfen, wie rasch wohl diese sehr psycho-physiologische Heilslehre sich mit der Zeit zu einer nur psychischen Heilmethode verflachte, m. a. W. wie bald wohl an Stelle des Glaubens an die vom Meister gelehrt Kur der blinde, naturwissen-

ATWATER KENT RADIO

schaftlich wenig begründete Vergebungsglaube an den Meister schlechthin trat. Ich habe den Eindruck, daß diese Verschiebung verhältnismäßig bald eintrat und daß eine Lehre, die ein Sterben hier und ein Auferstehen in einem erhofften Jenseits predigte, dem großen Volke von damals mehr zusagte, als die Verlängerung des irdischen Lebens durch eine zwiefache Geburt h i e n i e d e n, beziehungsweise durch eine langwierige, die Krankheit und den Tod gutartig vorweg erleidende Reinigungs- und Fegefeuer-Kur.

Weitere Angaben, die Pertinax in seiner erwähnten Schrift macht und die vor allem auch weitere Vorgänge und Erfahrungen in der Kur betreffen, die ein neues Licht auf bisher dunkle Stellen der Bibel und anderer Heilslehren werfen, vergrößern die Wahrscheinlichkeit, daß Pertinax wohl mit seiner Auslegung in der Diskussion, die nun folgen dürfte, mit Ehren wird bestehen können.

Unvoreingenommenen Wahrheitssuchern sei die viel Neues und wertvolle Anregungen bringende Schrift von Pertinax aufs nachdrücklichste zum Studium empfohlen.

Hans E. Schenk.

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

UNIVERSITÄT ZÜRICH.

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr Werner S e e m a n n, von Tägerwilen, Thurgau (Dissertation: Der schweizerische Kommunalkredit. Neuere Entwicklung und Problematik); Herr Jakob L e e m a n n, von Winterthur (Dissertation: Zur Einführung des Hypothekenpfandbriefes in der Schweiz).

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Hans W a g n e r, von Bern (Dissertation: Bestimmung der linearen Maße auf der Bulbusoberfläche vom Limbus zur Ora Serrata, zum hinteren Pol und zur Papille); Herr Alfred M e i e r, von Schaffhausen (Dissertation: Die Höchstwehenzahlen der Spontangeburt bei Mehrgebärenden mit normal weitem Becken unter Ausschluß des vorzeitigen Blasensprunges); Herr Max K e l l e r, von Wald und Fischenthal (Dissertation: Die Urogenitaltuberkulose, Ergebnis der Erfahrungen von 1919—1929); Herr Zacharias W e c h s l e r, von Tarnow, Polen (Dissertation: Die „pleuritischen“ Mediastinalstreifen im Kindesalter in ihrer klinischen Bedeutung); Herr Emil F l a c h s m a n n, von Wetzikon, Zürich (Dissertation: Über Beckenbrüche. Bearbeitung von 255 Fällen nach Akten der Schweizerischen Unfall-Versicherungs-Anstalt Luzern); Herr Jean H e e r, von Glarus (Dissertation: Die Handwurzelverletzungen im Suval-Material der Jahre 1924—1928).

An der medizinischen Fakultät haben zum Doktor der Zahnheilkunde promoviert: Fräulein Helene B i o n, von Zürich (Dissertation: Untersuchung von Zahnwurzelgranulomen auf Streptokokken nach der Technik von Warren Crowe); Herr Franz R i e d e n e r, von Untereggen (Dissertation: Über plastischen Ersatz des Oberschenkelkopfes durch freie Überpflanzung des oberen Drittels des Wadenbeins).

An der veterinär-medizinischen Fakultät hat promoviert: Herr Jean K r a u e r, von Stäfa, Zürich (Dissertation: Chronische Augenveränderungen beim Rind).

TELION A.-G., BAHNHOFPLATZ 3, ZÜRICH
FILIALEN IN BERN, LAUSANNE UND ST. GALLEN

An der philosophischen Fakultät I haben promoviert: Herr Ernst Bieri, von Schangnau, Kant. Bern (Dissertation: Ein Beitrag zur Kenntnis der geistigen Entwicklung des taubstummen Schulkindes); Herr Georg Keller, von Schaffhausen (Dissertation: Die Komödien des Aristophanes und die athenische Volksreligion seiner Zeit); Herr Konrad Steffen, von Großdietwil und Luzern (Dissertation: Adalbert Stifter und der Aufbau seiner Weltanschauung); Herr Hans Wanner, von Schleithem, Schaffhausen (Dissertation: Die Aufnahme der neuhochdeutschen Schriftsprache in der Stadt Schaffhausen).

An der philosophischen Fakultät II: Herr Hermann Schneider, von München (Dissertation: I. Die Konfiguration des Nor-valins. II. Furoylierung der Cellulose); Herr Paul H. Wettle, von Markklissa, Schlesien (Dissertation: Spezifität der Lipasen und ihre Wirkung auf Kohlenhydratester); Fräulein Véga Ganguillet, von Cormoret, Bern (Dissertation: Über multiplikatorisch periodische Funktionen).

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert:

a) Zum Doktor beider Rechte: Fräulein Eugenia Perlmann, von Krinau, St. Gallen (Dissertation: Die boshafte Vermögensschädigung. Artikel 302 des Entwurfes eines schweizerischen Strafgesetzbuches von 1918); Herr Hans Becker, von Ennenda, Glarus (Dissertation: Die Rechtsverhältnisse an der Schweizergrenze. Ein Beitrag zum nachbarlichen Völkerrecht); Herr Ernst Wolfer, von Au-Wädenswil (Dissertation: Organisation und rechtliche Stellung der Schweizerischen Unfallversicherungsanstalt in Luzern); Fräulein Charlotte Thalmessinger, von Zürich (Dissertation: Beiträge zur Lehre von der Vollmacht); Herr Konrad Keller, von Thayngen, Schaffhausen (Dissertation: Die Auslegung der Formvorschriften für die Errichtung von Testamenten in der Rechtsprechung).

b) Zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr Eugen Keller, von Wald, Zürich (Dissertation: Eine Untersuchung über Begriff und Wesen der Goldkernwährung unter besonderer Berücksichtigung der modernen Währungsgesetze); Herr Hermann Cohn, von Basel (Dissertation: Die genossenschaftliche Zentralbank); Herr Gaetano Piazz, von Forno di Canale, Italien (Dissertation: La houille blanche en Italie).

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Felix Nathan, von Warschau (Dissertation: Häufigkeit der Amputationen nach Extremitätenfrakturen); Herr Willi Bischofberger, von Appenzell (Dissertation: Febris undulans Bang des Menschen, übertragen durch Schweine).

An der philosophischen Fakultät I haben promoviert: Herr Adolf Strutz, von Amriswil (Dissertation: Andreas Gryphius. Die Weltanschauung eines deutschen Barockdichters); Herr Heinrich Denner, von Biel (Dissertation: Das Stilproblem bei Azorin).

An der philosophischen Fakultät II: Fräulein Hedwig Rutschauer, von Frauenfeld (Dissertation: Das Fourier'sche Integraltheorem und seine Anwendungen); Fräulein Lucia Anny Graf, von Winterthur (Dissertation: Über eine Schädelserie aus West-Neu-Guinea. Ein Beitrag zur Rassenkunde von Melanesien).

Zürich, den 11. Dezember 1931.

Sekretariat der Universität.

HEDWIG SCHILLIGER, phil. I, †

Vor einigen Wochen wurde ein größerer Kreis älterer Studenten durch die unerwartete, schmerzliche Nachricht vom Tode eines Menschen, der noch vor wenigen Semestern ihre Studienkameradin war, überrascht. Wenn

hier an Hedwig Schilliger gedacht wird, der ein Unglücksfall ein ungemäßes, im tiefsten Sinne tragisches Ende bereitet hat, so geschieht es, weil mit ihr ein starkes, lebendiges Bild an eine Gemeinschaft, die sich um ein Seminar gruppierte, verbunden ist. Sie besaß die seltene Gabe, zu vereinen und die Herzen in sich aufzunehmen, unmerklich mitzutragen und sie bereichert zurückzugeben. Man spürte kaum, daß ihr eigenes Wesen, das viel Sehnsucht, Empfänglichkeit und Wärme in sich schloß, hineingeglitten war, und in einem weiterwuchs in ihrer bescheidenen Natürlichkeit. Bei ihrem Tode schien es uns, daß dieses Leben im Kleinen erfüllte, was die größten Menschen nur mit Mühe erreichen, und daß die besten Seelen den Weg der freiwillig Dienenden nötig haben. E. F.

HOCHSCHUL-SPORTVEREIN ZÜRICH.

Gelingt in Zukunft alles so gut (und warum sollte es nicht der Fall sein?) wie unser Skilager-Unternehmen, und hält dieses selbst soviel, wie der Anfang verspricht, dann können sich alle Beteiligten, die Mitglieder des Vereines, die ganze akademische Sportwelt, nur gratulieren. 70 Teilnehmer am Lager in Arosa!



Wenn diese Zeilen erscheinen, werden beide Partien jener H.S.Z.-Leute wieder im Unterland weilen, die erste seit dem 5. Januar 1932 (Hinfahrt am 27. Dezember 1931), während die zweite sich die fortgeschrittene Saison zunutze gemacht hat (31. Dezember 1931 bis 9. Januar 1932).

Heute hoffen wir, daß alles wunsch- und erwartungsgemäß verlaufen möge, oder noch besser und interessanter, als man es sich heute schon verspricht, — daß ein recht frischer und munterer kameradschaftlicher Verkehr sich ergibt; dann werden wir auch ein eventuelles Manko an Sonnenwärme zu verschmerzen wissen.

Wenn wir schon in der Jugendherberge wohnen: Arosa bietet dem Unternehmungslustigen noch anderes als Hüttenromantik, über die, nebenbei bemerkt, durchaus nichts Abfälliges gesagt sein soll, ganz im Gegenteil.

Eine zweite Skitour, zu der wir durch den Erfolg der ersten ermuntert worden sind, findet unter der kundigen Leitung von Kommilitone Zweifel am 23. und 24. Januar 1932 statt und führt in die Glarnerberge. Anmeldungen und Auskunft: E. Zweifel, iur., Zürichbergstraße 132, bis 13. Januar 1932. Wir hoffen, daß sich von unseren 181 Mitgliedern wieder genug finden werden, auch diese Seite des Sportes kennen zu lernen oder auszubilden. Es tut jedem gut!
Steinbrüchel, iur.

SEKTION ZÜRICH DER SCHWEIZ. HOCHSCHULVEREINIGUNG FÜR DEN VÖLKERBUND.

Am 15. Dezember 1931 konnte Zürich als erste der verschiedenen in den schweiz. Universitätsstädten bestehenden Sektionen der S.H.V.V. an die Gründung einer Mittelschulgruppe herantreten. Die Leitung der Gründungsversammlung, die im Auditorium I der E.T.H. stattfand, lag in den Händen unseres bewährten Vizepräsidenten Hans Waser. Damit in Verbindung führten wir einen Lichtbildervortrag über den Völkerbund (Referent: Dr. oec. publ. Jacques Kunstenaar) durch.

Kurz darauf, am 18. Dezember 1931, sprach auf unsere Einladung im Auditorium I der E.T.H. Dr. Sidney H. Brown, Sekretär des internationalen Rotkreuzkomitees, in einem öffentlichen, gutbesuchten Vortrag über den „Völkerrechtlichen Schutz der Zivilbevölkerung gegen Luft- und Gaskrieg“, mit Berücksichtigung der Arbeiten der letzten internationalen Expertenkonferenz. Der Referent behandelte zunächst die technische Seite der modernen Kriegführung und trat im zweiten Teil seines sachkundigen Vortrags auf den völkerrechtlichen Schutz der Zivilbevölkerung ein. In der dem Referat folgenden Diskussion vermittelte uns vor allem Prof. Dr. Hans Fierz in einem längeren Votum eine äußerst wertvolle Ergänzung zum Vortrag.

O. Brander.

WEEKEND-POST-SPORTBILLETTE NACH FLIMS.

Die Oberpostdirektion hat auf der Autopostroute Reichenau-Flims (Graubünden) für diesen Winter versuchsweise sogenannte Sportbillette eingeführt. Danach haben die hohen Taxen eine wesentliche Reduktion erfahren, indem das Billett einfacher Fahrt (Sommerpreis) auch für die Rückfahrt gültig ist. Es kostet somit ein Sportbillett von Reichenau nach Flims-Dorf Fr. 4.80, nach Flims-Waldhaus Fr. 5.55. (Reichenau figuriert in der Liste der SBB-Sportbillette.)

Diese billigen Sportbillette haben Gültigkeit:

an Samstagen nur zur Hinfahrt,
an Sonntagen hin und zurück,
an Montagen nur zur Rückfahrt.

In der Liste der Flimser-Skiberge stehen als verlockende Ziele: Piz Vorab (3030 m), Piz Segnes (3100 m), Sardona, Ofen, Crap Masegn, Crap S. Gion, Laaxerstöckli usw. Bestgeeigneter Tourenstützpunkt ist die Klubhütte am Segnespaß (2100 m, 30 Schlafplätze). Eine neue Schutzhütte hat der Skiklub Flims diesen Herbst auf dem Crap S. Gion errichtet. b/.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Redaktionelle Zuschriften sind an die Redaktion des „Zürcher Student“, Zimmer 2, Universität, oder an die Privatadresse des Redaktors, Freudenbergstraße 108, Zürich 7, zu richten.

Redaktionsschluß für das nächste Heft: 20. Januar 1932.

EGLISANA

ERHÄLT KÖRPER UND GEIST GESUND UND FRISCH